nach wie vor „eines der sichersten Reiseländer der Welt". Die Polizei habe die Lage „voll unter Kontrolle". Selbst wenn das so wäre, würde es nichts am Ergebnis ändern: Die ägyptische Fremdenverkehrsindustrie, die sich nach dem Tod des Diktators Gamal Abd el-Nasser im Jahr 1970 von 60 000 auf 3 Millionen Besucher jährlich hochgearbeitet hat, erlebt derzeit die schlimmste Krise seit dem Ende der nasseristischen Finsternis. Der Tourismus, so die Tageszeitung *Al Ahram*, „sackte zusammen wie ein angestochener Ballon".

Jetzt zittern Fremdenverkehrsfunktionäre in Tunesien, Algerien und Marokko vor Nachahmungstätern. Sie fürchten nicht ohne Grund, daß die frommen Betonköpfe, die auch in ihren Ländern islamische Gottesstaaten herbeibomben wollen, versuchen werden, dem Tourismus das Leben auszupusten.

Anschläge gegen die Industrie ohne Schornsteine, wie sie im Branchenjargon heißt, sind wenig aufwendig und wenig riskant. Dabei erzielen sie enorme Wirkung. Gleichwohl vergriffen sich bisher selbst die radikalsten Palästinenser-Fraktionen nur ungern an Touristen, weil sie die schlechte Presse scheuten.

Der Suff an der Costa del Sol, so witzelten Branchenbosse, fordere zehnmal so viele Opfer wie der politische Terrorismus im ganzen Nahen Osten. Und das war nur mäßig übertrieben.

Nun ist die Trendwende in Sicht. Im November jagten korsische Separatisten bei Ghisonaccia eine Feriensiedlung mit 28 Apartments in die Luft. Am 27. Mai tötete eine Bombe neben den Uffizien in Florenz fünf Menschen. Am 21. Juni forderte die Explosion einer Autobombe in Madrid sieben Opfer. Am 28. Juni gingen in Marseille und Toulon kurz nacheinander sieben Bomben hoch.

Daß Fremdenverkehr und Krise auch ganz leidlich koexistieren können, zeigt sich im Dauerkonfliktstaat Israel. Nach einem Einbruch während des Golfkriegs, als irakische Scud-Raketen über dem Heiligen Land niedergingen, boomt der Fremdenverkehr wieder wie nie.

Das dankt er vor allem dem Geschick der Regierung, die Touristenströme um die gefährlichsten Stellen herumzulenken. Trotzdem: Letztes Jahr wurden in Betlehem und Jerusalem eine französische und eine deutsche Touristin von palästinensischen Attentätern erstochen.

Am erstaunlichsten ist die Symbiose von Tourismus und Terrorismus in Sri Lanka. Während im Norden und Osten der Insel ein mörderischer Bürgerkrieg tobt, steht im Süden und Westen der Fremdenverkehr in voller Blüte. In den Kämpfen sind seit 1983 mindestens 25 000 Menschen ums Leben gekommen. Doch darunter war kein einziger Urlauber. Sri Lanka hat deshalb in den letzten vier Jahren seine Übernachtungszahlen annähernd verdoppeln können.

Die separatistischen Tamil-Tiger könnten den Fremdenverkehr mit wenigen harten Schlägen auf Null bringen, wenn sie wirklich wollten. Aber sie wollen offenbar nicht.

Weil ihnen – anders als den islamischen Eiferern – die Weltmeinung nicht gleichgültig ist und weil sie von den Schutzgeldern, die Hotels und Reiseunternehmen ihnen zahlen, den Kampf gegen die Regierung finanzieren.

Irak

Herz des Bösen

Clintons Schlag galt dem Zentrum der irakischen Schreckensherrschaft. Die Geheimdienstführung entkam nur knapp.

Die Treffen werden immer kurzfristig angesetzt und finden etwa alle 14 Tage statt; sie beginnen frühestens um Mitternacht. Den genauen Tagungsort erfahren die Geladenen erst in letzter Minute. Ob die Hauptperson anwesend sein wird, bleibt offen – bis aus den Sprechfunkgeräten der Sicherheitsbeamten die Meldung „al-amm kadim" zu vernehmen ist: „Der Onkel kommt."

Nun nehmen die Versammelten Haltung an. Denn der Code signalisiert die Ankunft von Saddam Hussein: Iraks Präsident berät regelmäßig in nächtlicher Runde mit den Spitzenfunktionären seiner Geheimdienste die Lage.

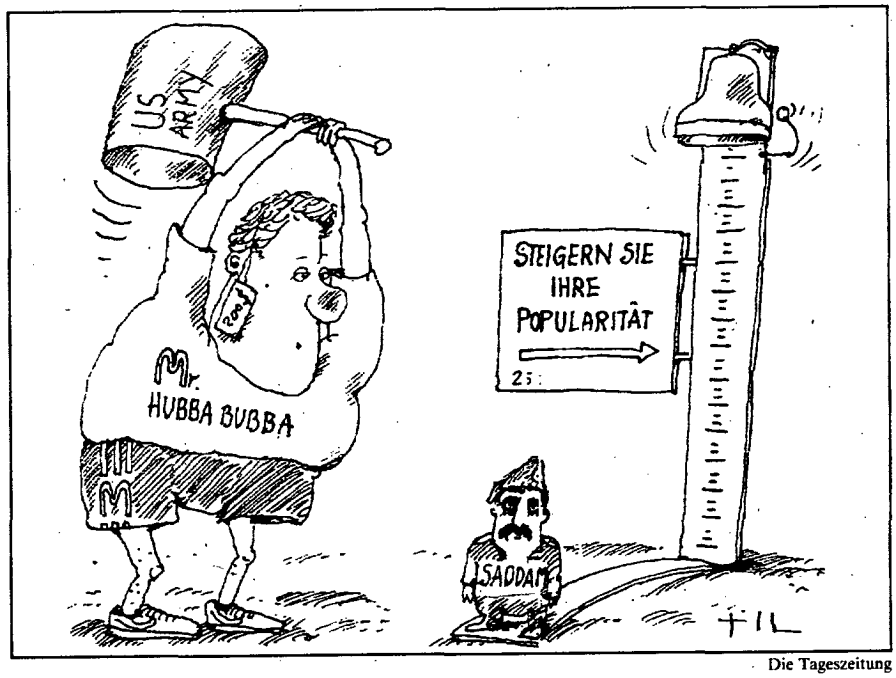
Auch in den frühen Stunden des vorletzten Sonntags tagte Saddam mit der Geheimdienstelite – im Gebäude des „Obersten Rates für Staatssicherheit". Abteilungsleiter legten Rechenschaftsberichte vor. Das Routinetreffen endete kurz nach 1.30 Uhr, der Präsident und seine Gefolgsleute fuhren davon.

22 Minuten später brach ein Feuerzauber los, der Bagdad wie im Golfkrieg erbeben ließ. Überall in dem Gebäudekomplex schlugen Geschosse ein. Zwei amerikanische Kriegsschiffe, der Lenkwaffenkreuzer „Chancellorsville" im Persischen Golf und der Zerstörer „Peterson" im Roten Meer, hatten 23 Tomahawk-Marschflugkörper abgefeuert.

Während drei Cruise Missiles in einem angrenzenden Wohnviertel explodierten und acht Zivilisten töteten, trafen die anderen nach einem Flug von mehreren hundert Kilometern ihr Ziel: Sie zerstörten das Geheimdienst-Hauptquartier mitsamt Zentralcomputer, in dem Millionen von Spitzelinformationen gespeichert waren.

Wußten die Amerikaner, daß Saddam sich in jener Nacht dort aufhalten würde? Hatte der Angriff vor allem ihm gegolten? Oder war der Despot zufällig ins Fadenkreuz seiner Erzfeinde geraten – und wieder einmal mit Glück entkommen?

„Die USA haben unser friedliches Volk angegriffen", protestierte der irakische Rundfunk. Mehrmals in der vergangenen Woche heulten die Sirenen in Bagdad; nervöse Luftabwehrkanoniere feuerten in den Himmel. Zeitungen



Die Tageszeitung

„Billy the Kid“ gegen Saddam

RUDOLF AUGSTEIN

Keine Errungenschaft des Friedens ist so groß wie die höchsten Triumphe des Krieges.

THEODORE ROOSEVELT, 1906
TRÄGER DES FRIEDENSNOBELPREISES,
IM JAHRE 1897

Sicher war es reiner Zufall, daß der Flugzeugträger, der in den Golf beordert wurde, den Namen „Theodore Roosevelt“ trug (wie es auch sicher Zufall ist, daß die Firma Steiff ihre Bären nach dem von 1901 bis 1909 amtierenden Präsidenten der USA „Teddy“-Bären nannte).

Es war dieser Präsident, Um-die-Ecke-Vetter des für die Europäer bedeutendsten Präsidenten Franklin Delano Roosevelt, der die Kanonenbootpolitik der USA systematisch betrieb. In ihm, der noch selbst Grizzlybären gejagt hat, erkennen viele Amerikaner sich selbst. Sie haben ihm mit einer der vier Gebirgsplastiken großer Präsidenten in den Rocky Mountains ein Denkmal gesetzt.



Theodore (l.), Franklin (r.) Roosevelt (1914)
Auf dem Wege zur Weltpolizei

Wie später FDR, so begann auch Teddy Roosevelt als Unterstaatssekretär der Marine der Vereinigten Staaten. Es war um die Jahrhundertwende, genau die Zeit, als William Randolph Hearst und Joseph Pulitzer mit neuen Druckmethoden die sogenannte Yellow Press ins Leben riefen. Nicht er allein, nur im Bündnis mit ihr konnte der starke Teddy seinen aggressiven Kurs durchsetzen.

Zwar lag Krieg in der Luft. Aber ohne ausdrückliche Genehmigung seines Präsidenten McKinley und seines direkten Vorgesetzten, des Marineministers John D. Long, erklärte er:

> Die Vereinigten Staaten sind nicht in einer Position, die es ihnen zur Pflicht machen würde, Japan oder irgendein anderes Land zu fragen, welche Gebiete sie annektieren dürfen oder nicht.

Imperialismus war Trumpf. Es ging Roosevelt damals um die Annexion von Hawaii, wo immerhin 25 000 Japaner lebten. Krieg mit den Japanern und mit dem deutschen Kaiserreich befürchtete auch Präsident McKinley. Den schwachen Spaniern Kuba und die Philippinen wegzunehmen – insgesamt keine gute Investition – war populär. Roosevelts journalistische Verbündete, die Yellow-Zeitungen, berichteten über den spanischen Gouverneur von Kuba, General Valeriano Weyler, etwa so wie im Golfkrieg die amerikanische Presse über Saddam Hussein und die Babybrutkästen.

In Kuba war Bürgerkrieg, den Roosevelt für die USA und für sich ausbeuten wollte. Sein Verbündeter Hearst ließ die Schlagzeile „Does our flag protect women?“ über seine Blätter setzen. Er ließ eine Zeichnung anfertigen, auf der Frauen sich unter den lüsternen Blicken spanischer Zollbeamter entkleiden mußten. Tatsächlich waren drei kubanische Frauen von einer Polizistenmatrone in einer Einzelkabine nach Dokumenten durchsucht worden.

Die Spanier, die alles andere als Krieg mit den USA wollten, beriefen ihren Gouverneur Weyler ab. Bei Hearst figurierte er nur noch als „the butcher“, „der Schlächter“.

Washington schickte auf Roosevelts Betreiben das Kriegsschiff „Maine“ nach Havanna. Es flog aus bisher ungeklärten Gründen in die Luft, 266 von 354 Männern waren tot. 1976 schrieb US-Admiral Hyman Rickover, das sei aus technischen Unzulänglichkeiten geschehen, wie sie damals nicht ungewöhnlich waren.

Während Präsident McKinley und Marineminister Long den Krieg immer noch vermeiden wollten, hatte ihr Untergebener Roosevelt die Weichen schon gestellt. De facto setzte er den Krieg in Gang ohne seinen Präsidenten, ohne seinen direkten Vorgesetzten und ohne den Kongreß.

Heute steht Krieg nicht auf der Agenda des Weißen Hauses, jedenfalls kein Landkrieg auf dem Balkan. Aber sehr wohl ist jeder Präsident versucht, wie in früheren Zeiten mit den Muskeln zu spielen, um sich Popularität zu verschaffen.

Präsident Bill Clinton scheint diesem Konzept, weil er kein anderes hat, gefolgt zu sein, als er Gebäude der irakischen Kriegsmaschinerie bombardieren ließ. Kein früherer Präsident hatte diesen kriegerischen Schlag so nötig wie er, schrieb die *International Herald Tribune*.

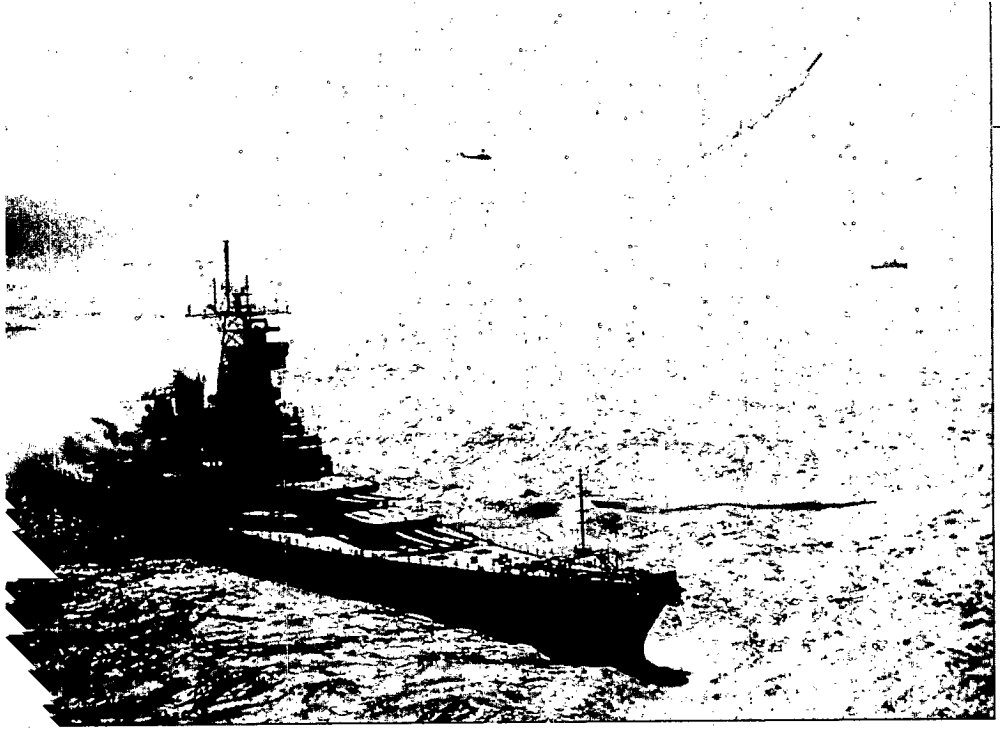
Was die Popularität betrifft, so ging die Rechnung auf. Ein eigenes Konzept aber ist bei Bill Clinton sowenig zu erkennen wie früher bei George Bush, es sei denn das, nach Popularität zu haschen. Kleinlaut geben die Leute im Weißen Haus schon jetzt zu verstehen, daß sie mit dem Angriff auf das Hauptquartier des irakischen Geheimdienstes nichts Nennenswertes erreicht haben.

Den Fidel Castro zu ermorden, waren die USA ja stets bereit, aber nicht fähig. Daß ihr früherer Präsident George Bush ermordet worden wäre, hätten sie kaum hinnehmen können. Aber er ist ja nicht ermordet worden; die Beweise, die CIA und FBI vorlegten, sind wie im Fall Kennedy dubios. Bruder Bobby verdächtigte die CIA.

Man kann Bill Clinton nicht vorwerfen, daß er ohne eine üble Erbschaft gehandelt hat, wohl aber, daß es aus purer Schwäche geschah. Die Folgen werden sein, daß die Verbündeten ihn nur lauwarm als Führer anerkennen und daß die Araber, die er ja schließlich auch braucht, zu ihm auf Distanz gehen.

Jene Malerin, Layla Attar, die als eines der zivilen Opfer gestorben ist – der Irak gibt nur acht zivile Opfer an –, befand sie sich nicht unter dem Schutz der neuen Weltpolizei?

Es stimmt, daß die Vereinigten Staaten nicht an jedem Punkt des Erdballs tätig werden können. Aus Schwäche aber sollten sie nirgendwo tätig werden.



Abschuß eines US-Marschflugkörpers: Den Onkel verfehlt

schmähten den kampfeslustigen Clinton als „arroganten Cowboy".

Der hatte sich mit dem Militärschlag dem für alle neuen US-Präsidenten offenbar unvermeidlichen Initiationsritus unterzogen und erstmals, ohne ausdrückliche Uno-Genehmigung, das Feuer auf Amerikas Lieblingsfeind freigegeben. Die Aktion gegen die Iraker unterstützten laut Umfragen zwei Drittel der Amerikaner.

Die rechtliche und politische Legitimation für den Angriff war äußerst dürftig. Clinton rechtfertigte das Bombardement als Selbstverteidigung gegen einen „bewaffneten Angriff". Die Iraker hatten angeblich geplant, den Golfkriegsherrn George Bush während seines Kuweit-Besuchs im April zu ermorden. 16 Angeklagte, darunter 11 Iraker, stehen deswegen noch in Kuweit vor Gericht.

Aber die Beweislage ist nicht eindeutig. Die Kuweiter haben schon oft Ge-

„Uns beschäftigt die doppelte Moral"

SPIEGEL-Interview mit dem Generalsekretär der Arabischen Liga, Ismat Abd el-Magid

SPIEGEL: Der amerikanische Angriff auf Bagdad löste heftige Proteste in der arabischen Welt aus. Vor zwei Jahren noch feierten die meisten Araber den Einsatz der US-Bomber gegen den Irak als Heldentat. Warum der Sinneswandel?

ABD EL-MAGID: Amerika hat diesmal Gewalt angewandt, ohne vorher die Erlaubnis des Weltsicherheitsrats einzuholen.

SPIEGEL: Washington behauptet, in Übereinstimmung mit der Uno-Satzung gehandelt zu haben. Das Recht auf Selbstverteidigung ist dort ausdrücklich zugelassen.

ABD EL-MAGID: Selbstverteidigung, ohne daß eine Bedrohung vom Irak ausgegangen ist? Es ist befremdlich, daß der Angriff, zu dessen Opfern unschuldige Zivilisten gehören, zu einem Zeitpunkt erfolgte, als in Kuweit noch ein Prozeß gegen die mutmaßlichen Bush-Attentäter stattfand – das geht einfach nicht.

SPIEGEL: Präsident Clinton hätte also erst dann den Einsatzbefehl geben dürfen, wenn die Angeklagten schuldig gesprochen worden wären?

ABD EL-MAGID: Dann hätten wir jedenfalls eine andere Ausgangsposition gehabt. Daß wir solch eine Verschwörung als gefährlichen Terrorakt verurteilen würden, steht außer Frage. Aber selbst wenn sich die Anklage als stichhaltig erweisen sollte, wäre der von den Amerikanern bemühte Artikel 51 der Uno-Charta keine ausreichende Handhabe, um unvermittelt loszuschlagen. Auch das Recht auf Selbstverteidigung muß mit dem Sicherheitsrat abgesprochen werden.

SPIEGEL: Wird der Schlag Saddam Hussein wenigstens von weiteren Terroraktionen abhalten?

ABD EL-MAGID: Was uns Araber beschäftigt, ist die doppelte Moral, mit der internationale Probleme angegangen werden. In einigen Fällen hält man sich peinlich genau an die Beschlüsse des Weltsicherheitsrates; dann wieder werden Uno-Resolutionen kaum beachtet und nicht verwirklicht. Die Vorgänge in Bosnien sind dafür bezeichnend.



Liga-Generalsekretär Abd el-Magid
„Befremdlicher Angriff"

SPIEGEL: Die USA haben bereits in zwei anderen Mitgliedstaaten der Araberliga eingegriffen, in Somalia und in Libyen. Dagegen rührte sich so gut wie kein Protest.

ABD EL-MAGID: In Somalia handelt es sich ausdrücklich um eine Uno-Mission – um eine humanitäre Aktion in einem Land, in dem es keine staatliche Autorität mehr gibt. Dort ist die internationale Intervention, auch die Entwaffnung der zerstrittenen Fraktionen, geradezu eine Pflicht. Libyen ist ein anderer Fall.

SPIEGEL: Dort geht es auch um Staatsterror, um den Bombenanschlag auf die Pan-Am-Maschine über Lockerbie.

ABD EL-MAGID: Bisher ist nichts bewiesen. Die Arabische Liga bemüht sich, eine Verschärfung der gegen Libyen verhängten Boykottmaßnahmen zu verhindern.

SPIEGEL: Könnte Clintons Eigenmächtigkeit die Araber so erbittern, daß auch die arabisch-israelischen Friedensverhandlungen leiden?

ABD EL-MAGID: Das weiß ich noch nicht. Für den Frieden und die Stabilität in unserer explosiven Region brauchen wir ein starkes amerikanisches Engagement – allerdings ein positives. Sonst gibt es keinen Frieden.

ständnisse durch Folter erpreßt und sind in der Vergangenheit als Propaganda-Lügner entlarvt worden: Eine junge Frau, die während des Golfkrieges gesehen haben wollte, wie irakische Soldaten kuweitische Babys aus ihren Brutkästen rissen, entpuppte sich als Tochter des kuweitischen Botschafters in Washington und hatte sich während der gesamten Besatzungszeit außer Landes aufgehalten.

Außer Kuweit, das noch immer vor Saddam zittert, unterstützte kein arabischer Staat Clintons Strafaktion. „Die US-Administration führt sich wie ein Untersuchungsrichter und Urteilsvollstrecker zugleich auf", tadelte die arabische Rechtsanwältevereinigung. Und Ägyptens Außenminister Amr Mussa wünschte sich, „die Amerikaner würden gegenüber den Verbrechen der Serben in Bosnien eine ähnlich unnachgiebige Position beziehen".

Das Ziel der eine Million Dollar teuren Marschflugkörper war sorgfältig ausgesucht und von hoher symbolischer Bedeutung: Mit dem Hauptquartier der Geheimdienste sollte das Herz von Saddam Husseins Unterdrückungsapparat getroffen werden. Der Gebäudekomplex gilt – wie einst die Lubjanka in Moskau – als Zentrum der vom irakischen Diktator ausgeübten Schreckensherrschaft. In den Kellern werden Hunderte Gefangene festgehalten und gefoltert.

Saddam hatte sich schon als junger Politiker in der oppositionellen Baath-Partei eine Art Geheimdienst von 200 mit Pistolen und Handgranaten ausgerüsteten Gefolgsleuten geschaffen. Diese Gruppe bildete nach der Machtübernahme der Partei 1968 die Keimzelle des Nachrichtendienstes Muchabarat.

Unter dem Präsidenten Hassan el-Bakr leitete Saddam viele Jahre den „Obersten Rat für Staatssicherheit". Weil er die Dienste kontrollierte, war er schon lange vor seiner Amtsübernahme 1979 der starke Mann im Irak. Sobald Saddam Präsident geworden war, machte er seinen Halbbruder Barsan el-Takriti zum wichtigsten Staatssicherheitschef.

In den folgenden Jahren besetzten stets Mitglieder des nach Saddams Herkunftsort benannten Takriti-Clans Schlüsselstellungen im Sicherheitsapparat, der zuweilen aus neun verschiedenen Diensten bestand.

Nicht immer galten sie im Westen als Reich des Bösen. Während des ersten Golfkrieges gegen den Iran des Ajatollah Chomeini 1980 bis 1988 lieferte Amerikas CIA den Irakern Satellitenaufnahmen von den Stellungen des Feindes. Bagdad wurde als Prellbock gegen die expansiven Fundamentalisten aus Teheran geschätzt. Der Bundesnachrichtendienst gewährte unter Klaus Kinkel den irakischen Kollegen gar Ausbildungshilfe und versprach, sie über die Aktivitäten von Exil-Gruppen zu unterrichten. Als Gegenleistung sollten die Iraker bei der Terroristenbekämpfung helfen.

Heute ist Saddams geheimes Netzwerk in zwölf Abteilungen aufgeteilt. Das M 1 (M steht für Maktab, Büro) soll die Arbeit der einzelnen Gruppierungen koordinieren: So überwacht M 6 die irakischen Studenten, M 7 ist für die Ermordung unliebsamer Opponenten zuständig, M 12 für Aktionen im Ausland.

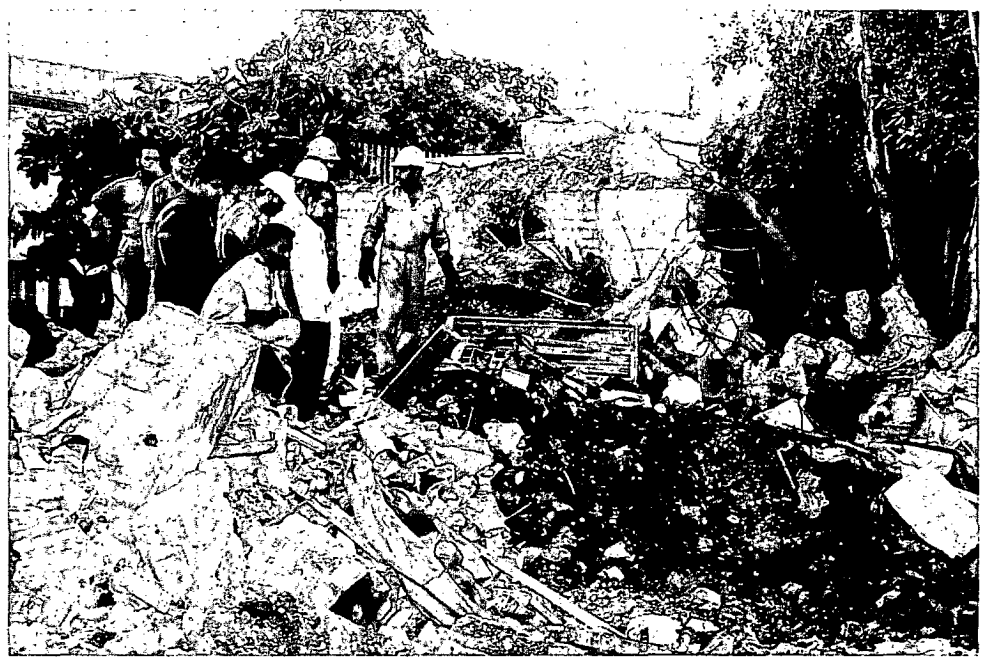
Der geflüchtete ehemalige irakische Agent Mushir el-Dalimis berichtete, daß Saddams Geheimdienste rund 450 000 Personen beschäftigen. Dazu kommen noch dreimal so viele inoffizielle Mitarbeiter, eine erschreckende Zahl für das 18-Millionen-Einwohner-Land, das der irakische Autor Samir el-Chalil „Republik der Furcht" nennt.

Gegen den Führer dieser Republik und seine Kumpane bereitet die im Irakischen Nationalkongreß INC zusammengeschlossene Opposition im Exil ein Tribunal nach dem Vorbild der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse vor.

Ihrer Meinung nach wäre die Wirkung des Tomahawk-Angriffs am größten gewesen, wenn einige hohe Geheimdienstoffiziere ausgeschaltet worden wären. „Laßt doch die Amerikaner einmal eine ganze Sondersiedlung voller Geheimdienstleute in Asche legen, dann steht das ganze Volk auf und applaudiert", wünschte sich ein Exil-Iraker.

„Standfest vor dem Feind"

Verwüstung und Verbitterung in Bagdad nach dem US-Angriff



Zerstörtes Wohnhaus in Bagdad: „Jede Rakete treibt uns näher zu Saddam"

Auch Tage nach dem Unglück kommen Bagdads Bürger noch immer ins Stadtviertel Mansur, um die „unglaubliche Tat der Amerikaner" (der Chefarzt Kamal Abdallah) mit eigenen Augen zu sehen. „Warum tun sie uns das an", klagt eine alte Frau, „der Krieg ist doch längst vorbei." Ein Mann verdammt den Schlag von US-Präsident Bill Clinton: „Haram, haram" – eine Sünde, ein Verbrechen.

Das vom Regime gelenkte Fernsehen berichtet über die Trümmer von Mansur, als wären alle Marschflugkörper dort niedergegangen und nicht nur drei Irrläufer. Selbst Mitte der Woche werden die Bilder noch minutenlang in den Hauptnachrichten gezeigt.

Mansur war immer „eine der besten Gegenden Bagdads", sagt der Mediziner Abdallah. „Kaum ein anderes Viertel war so grün, so ruhig und so sicher."

Lärm, Schmutz und Armut, die sonst das Bild der vom Uno-Embargo ausgelaugten Millionenmetropole prägen, fehlen in Mansur. Dort wohnt nur, wer es am Tigris zu etwas gebracht hat.

Wachposten vor den Villen der Bonzen halten ungebetene Besucher fern. Die Prominentensiedlung braucht